

Grenzgänger von Beruf

Der 13. August 1961 ist in meinem Leben ein emotional sehr aufgeladener Tag. Warum ausgerechnet dieses Datum? In Westberlin zu Besuch bei Verwandten und eben mal 16 Jahre alt, erlebte ich den Tag des Mauerbaus hautnah. Die Verwandten beschworen meine Mutter, diese allerletzte Chance zu ergreifen und das Leben im Westen fortzusetzen. Die Mutter ließ sich relativ leicht überreden. Nur mich fragte niemand. Die Aussicht, den Osten mit dem Westen zu vertauschen, war verlockend, auch wenn der Preis dafür war, die Oma, die Freunde und den Wellensittich in Greiz wohl auf immer zurückzulassen. Das schmerzte. Ein bisschen (oder mehr?) war ich, damals Schüler der neunten Klasse der Erweiterten Oberschule, auch auf SED-Kurs geraten: War die DDR nicht doch das bessere Deutschland, auch wenn es dort kaum Neon-Reklame, kein Cola und keinen Kaugummi gab? Und der Marxismus-Leninismus war nicht ohne Reiz für mich. Ziemlicher Spagat für einen pubertierenden Jungen: im häuslichen Umfeld - mehr oder minder bürgerliche Vorstellungen mit Westradio und Westpaketen, relativ kirchlich inklusive Konfirmation und Regimekritik hinter vorgehaltener Hand; in der Schule – stramme sozialistische Erziehung mit Pionierhalstuch, Fahnenappell, Jugendweihe und entsprechendem Gedanken- und Liedgut ...

Da war ich nun im Westen, jedenfalls erst einmal im eingemauerten West-Berlin, nicht mehr in der DDR, aber auch noch nicht richtig im „freien Westen“ angelangt. Was wohl aus mir geworden wäre, frage ich mich bis heute, wenn der Last-Minute-Sprung in den Westen nicht stattgefunden hätte? Sicher kein strammer Funktionär, aber auf die Dauer wohl ein äußerlich gut angepasster DDR-Mensch mit Datsche und Trabi. Und dann 1989 mutiert zum Wendehals? Oder hätte mir die brutale Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 schon die Augen über den „realen Sozialismus“ geöffnet? Wer weiß?

Die Mutter - voll Sorge, dass „die Russen“ West-Berlin im Handstreich schlucken könnten – fand im Herbst 1961 eine Stelle als OP-Schwester in Gifhorn bei Hannover. Anfang Januar 1962 folgte ich per Flieger von Berlin-Tempelhof nach Hannover-

Langenhagen. Das war für Ex-DDR-ler angesagt, um nicht wegen „Republikflucht“ verhaftet zu werden.

Sein oder Bewusstsein – was stimmt?

Ein „richtiges“ Zuhause konnte mir meine Mutter, die erst einmal im Schwesternwohnheim über ein Zimmer verfügte, nicht bieten. Dafür aber eine Internatsschule des Christlichen Jugenddorfwerks in Elze südlich von Hannover, in der es für russlanddeutsche und DDR-Jugendliche Russisch als zweite Fremdsprache gab. Das Internat war zu kostspielig für uns. Wie andere ebenfalls nicht so begüterte Mitschüler erhielt ich den Status eines Externen, der in Elze zur Untermiete logieren durfte, was wir als Freibrief für ein vorgezogenes Studentenleben nutzten. In der Russisch-Gruppe waren wir ehemaligen Osis unter uns und kamen ganz hübsch ins Schwitzen, weil wir eine ältere Russin als Lehrkraft hatten, die mit unsrer „drüben“ erlernten Aussprache höchst unzufrieden war. Ich schloss mich einer kleinen Gruppe an, die sich außerhalb der Schule mit philosophischen und theologischen Fragen beschäftigte. Wer hat Recht? Marx und Co.: das Sein bestimmt das Bewusstsein? Oder umgekehrt? Die alten Philosophen hatten auch was zu sagen. Und dann noch Kafka, Camus und Sartre ... Namen zumindest, mit denen sich Eindruck schinden ließ. Meine Mutter hatte mich schon von früh auf mit Berichten aus dem OP und „ihren“ Chirurgen neugierig auf die Medizin gemacht. Zweifellos war es ihr Traum, ihren Sohn dereinst als Arzt zu sehen. In der Nähe von Elze gab es ein Johanniter-Krankenhaus, in dem an Wochenenden und auch in den Ferien Schüler als Stationshilfen gegen Entgelt willkommen waren. Einmal durfte ich dort sogar bei einer Blinddarm-OP mit am Tisch stehen. Auch wenn ich nicht zusammenklappte, wurde mir bewusst: Chirurgie setzt handwerkliches Geschick voraus, über das ich nachweislich nicht verfügte. Dafür hatte das Krankenhaus andere Vorzüge – zum Beispiel junge, nette Krankenschwestern ... Doch das gehört nicht hierher. Aber dafür ein Schlüsselerlebnis: Am Sonntag, 23.09.1962, half ich auf der Privatstation beim Austeilen des Mittagessens. Ein Patient schaute sich gerade die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an. Mit dem Tablett in der Hand blickte ich fasziniert auf den Bildschirm, wo ein weißhaariger Mann in der Frankfurter Paulskirche vor vielen feierlich gekleideten Menschen eine Rede hielt, in der es um Grenzen ging. „Sie können gern mit schauen“, meinte der Patient, „aber geben Sie mir doch bitte vorher mein Essen.“ Ich musste wieder weiter, aber die wenigen Sätze, die ich gehört hatte

und dieser sympathische Mann, ließen mich nicht los. Ich wusste von ihm, dass er Paul Tillich hieß, Philosoph und Theologe war und 1933 aus Nazi-Deutschland in die USA emigrieren musste. Am Tag darauf besorgte ich mir eine Tageszeitung mit dem vollen Text der Tillich-Rede sowie ein dtv-Bändchen mit Tillich-Predigten mit dem Titel „Die neue Wirklichkeit“. „Wow“ - wenn es dieses Wort schon damals gegeben hätte, es würde meine Begeisterung für Tillich zusammengefasst haben. Was macht Theologen aus? Tillichs Antwort in einer Predigt: „Wir sind Menschen, die nach dem fragen, was Menschen unbedingt angeht, die Frage nach Gott und seiner Offenbarung.“ Das klang für mich so ganz anders als der selbstsichere Kanzel- und Reli-lehrerton mit dem Anspruch, im Besitz der Wahrheit zu sein. Nach Tillich war es erlaubt zu fragen, nach Antworten zu suchen. Und dabei umgetrieben sein von dem, was uns unbedingt angeht ... Tillich – der Grenzgänger zwischen Philosophie und Theologie, zwischen Sozialismus und Christentum, zwischen Kultur und Religion ...

Mein Leitbild: Being on the Boundary Line

Grenzgänger: *Being on the Boundary Line!* Das ist zur Metapher meines Lebens geworden. Jener Sonntagmorgen 1962 – das war mein „Bekehrungserlebnis“, dem langsam aber sicher (und doch zugleich auch stets nicht ganz sicher) der Studienwunsch Theologie folgte. Weihnachten 1962 bekam ich wunschgemäß von meiner Mutter mein erstes theologisches Fachbuch: Tillichs Systematische Theologie Bd. 1. Das auf den ersten Seiten entfaltete Programm der Korrelation, Botschaft und Situation aufeinander zu beziehen, sprach mich spontan an. Ebenso, dass Theologie nach Tillich zwischen den Polen „der ewigen Wahrheit ihres Fundamentes und der Zeitsituation“ stehe. Der Theologe, so Grenzgänger Tillich, „steht immer im Glauben und im Zweifel, er befindet sich innerhalb und außerhalb des theologischen Zirkels.“

Zweifel – erlaubt! Das gefiel mir. Und ebenso der Satz: „Der Gegenstand der Theologie ist das, was uns unbedingt angeht.“ Auch wenn ich viele Details von Tillichs theologischem Denken damals nur halb verstand, so motivierte es mich für das Theologiestudium. Dass es irgendwie in den kirchlichen Dienst einmünden wird, war mir bewusst, aber konkret spielte das erst einmal keine große Rolle.

Im Sommersemester 1965 war es dann so weit, dass ich in Göttingen mein Wunschstudium aufnahm. Aber bevor es „richtig“ losgehen konnte, war die Hürde der alten Sprachen zu nehmen: Latein, Griechisch und Hebräisch. In zwei Semestern schaffte ich diese Hürde. Im Sprachenkonvikt wohnten nicht nur Erstsemester, sondern auch Examenskandidaten. Die fachsimpelten bei den gemeinsamen Mahlzeiten und auch

beim Bier. Tillich? Naserümpfen! Barth, Gollwitzer oder wenigstens Trillhaas, der Göttinger Dogmatiker, seien angesagt. Und vor allem die damaligen Starexegeten: Bultmann, Käsemann, Conzelmann, Westermann ... Klar gehörten die exegetischen Fächer für mich dazu, aber ich betrieb sie ziemlich leidenschaftslos. Und auch mein Interesse an der herkömmlichen Dogmatik hielt sich in Grenzen. Tillichs Einfluss! Zum Sommersemester 1967 wechselte ich nach Münster, wo mich dank meiner Russisch-Kenntnisse eine Hiwi-Stelle am Ostkircheninstitut der Evang.-Theol. Fakultät erwartete. Der prominenteste Theologe in Münster war damals Karl Rahner SJ. Seine zweistündige Vorlesung begann jeweils um 8:00. Rahner schaffte es, dass ich mich meist schon so früh aufraffte und staunte, wie dieser sympathische weißhaarige Mann ohne Manuskript druckreif redete. Auch wenn seine Begrifflichkeit für mich gewöhnungsbedürftig war, fand ich sein Konzept von unserer immer schon mit unserem Menschsein gegebenen impliziten Verwiesenheit auf Gott als dem „unsagbaren Geheimnis“ faszinierend. Für mich stand das in einer Linie mit dem, was Tillich als „ultimate concern“ bezeichnete. In späteren Jahren führte ich in Innsbruck mit ihm ein eindrucksvolles Interview über sein ökumenisches Programm „Versöhnte Verschiedenheit“, Ein weiterer prominenter Theologe damals war der Rahner-Schüler Johann Baptist Metz, dessen übertriebenes Pathos mir aber fremd blieb.

Die aufgeklärte Welt des Christentums

Im darauf folgenden Wintersemester belegte ich eine Vorlesung und ein Seminar bei einem eloquenten, jungen Privatdozenten namens Trutz Rendtorff. Da ging es zum einem um „Glaube in theologischen und soziologischen Kategorien“ und zum anderen um die „Soziologie des gegenwärtigen Christentums“. Das waren für mich erst einmal ungewohnte Perspektiven, für die ich mich aber bald erwärmte. Mein Interesse an Soziologie ist bis heute lebendig. Theologisch lernte ich bei Rendtorff, dass die Welt des Christentums viel weiter reiche als der kirchliche Binnenhorizont. Aufklärung und Christentum, lernte ich, schließen sich nicht aus, im Gegenteil: zumindest die Aufklärung in Deutschland wurde durch viele namhafte liberale Theologen befördert.

Und unpolitisch war Rendtorff auch nicht: Bei einem hitzigen nächtlichen Teach-in – wir schreiben das Jahr 1968 – schaffte er es im überfüllten Audimax, unseren kurzatmigen Aktionismus zu dämpfen und uns in die umliegenden Kneipen zu verabschieden. 1968 – der Höhepunkt der sog. Studentenrevolte, die auch das katholisch geprägte Münster erreichte. Ich war u.a. bei der Sitzblockade einer Hauptverkehrs-

ader dabei, die zum Protest gegen die Notstandsgesetze aufrief, aber wohl nur den Zorn der autofahrenden Mitmenschen provozierte. Ich las, was für linke Studis damals so angesagt war: Adorno, Bloch, Marcuse ... Unbehagen indes empfand ich, wenn bei Demos plötzlich rote Fahnen mit Hammer und Sichel sowie Transparente mit den Konterfeis von Marx, Engels, Lenin, Stalin, Mao und Ho Chi Minh auftauchten und Lieder erklangen, die ich in der DDR singen musste. Marx und Engels – das ging noch an. Aber die anderen kommunistischen Leitfiguren waren nun wirklich nicht mein Ding. Vor allem empörte mich, als ebenfalls 1968 der „Prager Frühling“ brutal niedergeschlagen wurde. In heftigen Diskussionen mit studentischen Befürwortern dieses Einmarschs musste ich mir oft den Vorwurf gefallen lassen, mein „DDR-Trauma“ nicht verarbeitet zu haben. Das ging unter die Gürtellinie. Mein „Trostpflaster“ in jener Zeit war Adornos Plädoyer für die nie zum Abschluss gelangende „Anstrengung des Begriffs“ und die – auf Ost und West gleichermaßen zutreffende – „Irrationalität des Ganzen“. Wie auch immer: die leuchtenden Augen von Wahrheitsbesitzern sind mir stets fremd geblieben. Das galt und gilt für Fundamentalismen und Radikalismen aller Art. Etwa den religiösen Fundamentalismus oder die modischen spirituellen Erleuchtungstrips, die Mächtetern-Propheten im Talar mit Pensionsberechtigung aus dem linken Protestantismus, die Freundinnen und Freunde aus der Ökopax-Szene, die Gutmenschen ... Im Sinne Tillichs von der Existenz auf der Grenze: das Leben als Gratwanderung zwischen den Extremen, um nicht der Versuchung zu erliegen, sich hier oder dort unreflektiert festlegen zu müssen. In postmoderner Diktion: Lust auf „Flexidentität“ und „Multioptionalität“.

Umzug ins Land der Bayern

Rendtorffs liberale Lebenseinstellung und Theologie ermutigten mich, mich in diesem Horizont zu bewegen. Stolz war ich, als er mir anbot, ihm zum Wintersemester 68/69 nach München an die neue Evang.-Theol. Fakultät als studentische Hilfskraft zu folgen. Damals ahnte ich noch nicht, dass Bayern meine Wahlheimat werden würde. Gleiches gilt für meine damalige Freundin, die mir bald nach München folgte und dort mit mir 1970 den Bund fürs Leben schloss ...

Es machte Spaß, Rendtorff-Hiwi zu sein und Studis zu motivieren, nicht nur bei Wolfhart Pannenberg systematische Theologie zu studieren, sondern auch Rendtorffs liberales und weltoffenes Christentumsverständnis kennenzulernen. Auch wenn manch braver Studiosus aus dem lutherischen Franken hier verunsichert wurde. Als frischgebackener Ehemann und Vater bestand ich 1970 das Erste Theologische

Examen der Bayerischen Landeskirche. Doch statt sogleich das Vikariat anzutreten, avancierte ich für ein Jahr zum wissenschaftlichen Mitarbeiter am Rendtorff-Lehrstuhl. Mein, wie sich bald herausstellte, etwas zu groß geschneidertes Promotionsprojekt lautete: „Das Wesen des Christentums als Begriff und Literaturgattung“. Impulsgeber war Rendtorff mit seinem Konzept der offenen Welt des Christentums und dem damit verbundenen Ende des dogmatischen Zeitalters. Dafür stand der Kampfbegriff „Wesen des Christentums“, der schon im 17. Jhdt. von liberalen Köpfen eingesetzt wurde, um hinter die konfessionellen Grabenkämpfe und die altkirchliche Dogmatik auf das dogmenfreie Christentum des Nazareners zurückzugehen. „Das Wesen des Christentums“ (erstmalig 1900 erschienen), so der Titel des berühmten Longsellers des Berliner Theologen Adolf von Harnack, stand für die Literaturgattung dieses Namens, deren Spuren sich bis in 18. Jhdt. zurückverfolgen ließen. Für mich hieß das: Literaturrecherchen in der Münchener Staatsbibliothek, Exzerpte und Fotokopien ohne Ende. Ein erfrischender Ausgleich ergab sich durch ein Angebot der Evangelischen Akademie Tutzing. Der damalige Direktor Paul Rieger suchte einen jungen Theologen als freien Mitarbeiter für den renommierten „Politischen Club“ der Akademie. Zum ersten Mal fungierte ich als Moderator sowohl in Kleingruppen als auch im Plenum. Das anfängliche Lampenfieber legte sich bald, auch wenn ich mit den üblichen Anfängerfehlern zu kämpfen hatte. Zugleich nahm ich als nebenamtlicher Mitarbeiter auch an den wöchentlichen Dienstbesprechungen der Hauptamtlichen teil, wo Rück- und Vorschau auf den Tagungsbetrieb gehalten wurde. Mir gefiel das Konzept der Akademie, so etwas wie eine Drehscheibe zwischen Gesellschaft und Kirche sowie ein aktuelles Forum für ein breites Themenspektrum zu sein. Und es war natürlich auch reizvoll, im gediegenen Ambiente der Akademie am Starnberger See Promis aus Kunst, Politik und Wissenschaft hautnah zu erleben. Gewöhnungsbedürftige Praxis. Da das Uni-Salär ziemlich knapp bemessen war, wechselte ich im Herbst 1971 zum Evangelischen Presseverband. Ich war nun Mitarbeiter des „Evangelischen Sonntagsblatts“ und Lektor des kircheneigenen Claudius-Verlags. Das hieß: Manuskripte redigieren, Buchideen konzipieren und selbst einigermaßen lesbare Artikel fürs Blatt zu schreiben. Doch zum 31.12.1972 war diese schöne Zeit im Presseverband und in der Akademie zu Ende. Wenn ich mir die Aussicht auf die Übernahme in den kirchlichen Dienst nicht verscherzen wollte, ließ sich die sog. „Theologische Anstellungsprüfung“ nicht mehr hinausschieben. Zu ihr gehörte ein mindestens einjähriges Vikariat. In München, wo meine Frau und ich sehr gern leb-

ten, wo es aber damals für einen verheirateten Vikar mit Kind keine Vikarsstelle gab. Hier half Paul Rieger, zwischenzeitlich Dekan in Würzburg geworden. Zum 1.1.1973 wurde ich Vikar an der dortigen Stephans-Kirche. Meine Erfahrungen mit dieser „Praxis“ waren, höflich formuliert, höchst gemischt und frustrierend. Aber ich tröstete mich, dass nach diesem Jahr eine volle Assistentenstelle in München am Lehrstuhl für Praktische Theologie auf mich wartete. Doch dann sorgte Paul Rieger für eine wichtige biografische Weichenstellung. Ob ich meine Rückkehr an die Uni nicht noch etwas verschieben wolle, um vielleicht erfreulichere Erfahrungen mit der Gemeindearbeit zu sammeln? Wo und wie? Da werde, so Rieger, auf dem Heuchelhof am Stadtrand von Würzburg ein Neubaugebiet aus dem Boden gestampft, für den er einen jungen Pfarrer suche. Ganz ungelegen kam das meiner Frau und mir nicht, da unser zweites Kind unterwegs war und wir uns – wenn auch nicht unbedingt im kirchlichen Milieu – in der Stadt am Main gut eingelebt hatten.

Basisnaher Gemeindeaufbau

Und so war von 1974 – 1982 der Heuchelhof unsere nächste Station. Eine spannende Zeit! Die Aufgabe: konkreter Gemeindeaufbau, viele Hausbesuche, lebensweltorientierte Angebote für junge Familien, Beratung und Hilfe für sozial schwache Menschen, lebendige Gottesdienste in provisorischen Räumen ... Ich musste viel lernen: „normal“ zu reden, den Menschen zuzuhören, ihnen in ganz banalen Alltagsorgen zu helfen und die Pfarramtsorganisation zu schultern. Darum ging es mir: Die Menschen dort abholen, wo sie sind! Und sie nicht mit Antworten auf Fragen versorgen, die sie überhaupt nicht stellen! Mission durch die Hintertür war nie mein Ding. Meine Doktorarbeit? Die blieb aus Zeitgründen liegen. Und als ich erfuhr, dass ein katholischer Theologe aus Tübingen gleichfalls mit dem „Wesen des Christentums“ befasst und seine Arbeit schon im Druck war, machte mich das nicht sonderlich traurig. Der Kollege hatte, wie ich seinen Druckfahnen entnahm, Quellen gefunden, die mir entgangen waren und umgekehrt. Auch war seine theologische Interpretation anders gewichtet, als ich sie schon skizziert hatte. Die vier Leitzordner mit meinen Exzerpten und Entwürfen verstaubten langsam aber sicher im Regal. Doch die Investition an Kraft und Zeit bereute ich nicht. Ich hatte dabei zum einen das Handwerk wissenschaftlichen Arbeitens gelernt und zum anderen bin ich dabei theologisch gereift. Das lag an den Texten, denen ich bei meiner Recherche begegnete. Doch wichtiger noch: die fruchtbare Zeit in der Denkwerkstatt von Trutz Rendtorff. Dem Denken der

Aufklärung und der liberalen Theologie von Schleiermacher bis Troeltsch bin ich bis heute verbunden. Daraus resultiert wohl auch meine kritische Abstinenz gegenüber allen Formen eines blinden Aktionismus im Protestantismus, der sich damals etwa als „Konziliarer Prozess“ viel zu wichtig nahm. Aufklärung unter den Bedingungen der Moderne hat für mich halt auch sehr viel mit Desillusionierung zu tun. (Wiederholung unnötig AS)

Pfarrer und Student zugleich

Auch wenn mich der Gemeindeaufbau am Stadtrand von Würzburg ganz neu herausforderte, so fehlte mir doch die Uniluft. Ganz uniabstinent wollte ich nicht bleiben und so schrieb ich mich in Würzburg zum Wintersemester 74/75 als Student der Pädagogik ein. Mein Beruf sollte nicht zu kurz kommen, deshalb besuchte ich nur Seminare und keine Vorlesungen. Der Altersabstand zu den meisten Studis war zwar spürbar, aber die Inklusion durch das übliche Du lockerte die Altersdistanz. Die Studieninhalte waren bis auf die Nebenfächer Psychologie und Soziologie weithin „geisteswissenschaftlich“ geprägt. Die erhofften Impulse für praktisches pädagogisches Handeln blieben jedoch ziemlich rar. Neue Akzente setzte ab 1977 Günther Bittner, Pädagoge und Psychoanalytiker, aus Bielefeld. Sein fragend-nachdenklicher, im besten Sinne des Wortes eigen-sinniger und skeptischer Habitus war mir sehr sympathisch. Im Sommersemester 1979 bestand ich die Diplomprüfung und schrieb meine Diplomarbeit über das Thema „Paul Tillichs Beitrag zu Theorie und Praxis evangelischer Erwachsenenbildung“. Dazu durchforstete ich die Werke Tillichs und machte mich auch über seine spannende Biografie kundig. Albert Reble, inzwischen emeritierter Altmeister der Würzburger Pädagogik, sorgte für die Veröffentlichung meines Textes im Klinkhardt-Verlag. Ich hätte, so erklärte er mir, eigentlich eine promotionsreife Leistung vorgelegt, die aber nun einmal als Diplomarbeit eingereicht worden sei.

Na gut! Nun war ich also ein Mensch mit einem Doppelstudium. Immerhin ein Pluspunkt bei meiner Bewerbung auf die Stelle des „Theologischen Referenten“ bei der Landesstelle der AEEB (Arbeitsgemeinschaft für Evangelische Erwachsenenbildung in Bayern). Ich hatte Erfolg: am 1. September 1982 trat ich meine neue Stelle in Tutzing an. Der Abschied von der Heuchelhof-Gemeinde fiel uns (wir waren inzwischen zu einer fünfköpfigen Familie angewachsen) schwer. Mein Vorgesetzter hieß

wieder Paul Rieger, der inzwischen zum Direktor des Evangelischen Presseverbands avanciert und zugleich Vorsitzender der AEEB war. Mein Referentenkollege war Dr. Jörg Knoll, der nach der Wende Professor für Erwachsenenbildung in Leipzig wurde und leider schon 2012 verstorben ist. Knoll war ein exzellenter Praktiker und Theoretiker der Arbeit mit Gruppen und der reflektierten Planung von Lehr-Lern-Prozessen mit ganz unterschiedlichen Zielgruppen, was seinen Niederschlag in dem nach wie vor aktuellen Buch „Kurs- und Seminarmethoden“ gefunden hat. In zahlreichen gemeinsamen Fortbildungsveranstaltungen für Haupt-, Neben- und Ehrenamtliche habe ich viel von ihm gelernt – nicht zuletzt von seiner präzisen Strukturierung des Lernweges und seiner konsequenten Orientierung an den Teilnehmenden.

Kein Sitzfleisch für Sitzungen

Weniger erfreulich waren für mich die zahlreichen Sitzungen kirchlicher Gremien aller Art, die meist in Nürnberg stattfanden. Abgesehen von den menschlichen Begegnungen bestand der Ertrag in meiner Wahrnehmung meist nur in der Vermehrung von Papier! Ähnlich ging es mir auch, wenn ich auf Pfarrkonferenzen und Dekanatsynoden zu mehr Engagement für Erwachsenenbildung in kirchlicher Trägerschaft ermutigen sollte. Die Kirche gesprächs- und zukunftsfähig machen, neue Wege zu den Menschen anbahnen, enge Milieubarrieren überwinden, Glauben und Leben verbinden, den Lernort Gemeinde stärken ... All das zählte vor allem im damals noch weithin behäbigen Mittelfranken nicht sonderlich. Da lockte die Aussicht auf staatliche Erwachsenenbildungsmittel schon mehr. Die Bibelstunde als Bibelkurs, das gesellige Beisammensein der Senioren als Einführung in heimatliches Brauchtum - wenn sich das normale Gemeindeleben so „abrechnen“ ließ, war man schon eher dabei und gründete ein Evangelisches Bildungswerk, um in den Genuss dieser Fördermittel zu kommen. Die meiste Resonanz fand das Anliegen evangelischer EB in aufgeschlossenen Gemeinden in Stadt und Land und hier wieder besonders in aktiven Frauengruppen. Ziel von Jörg Knoll und der zahlenmäßig kleinen Truppe der EB-Hauptamtlichen war es, die ehrenamtliche Arbeit vor Ort durch qualifizierte Fortbildung in erwachsenenbildnerischer Kompetenz zu stärken.

Die bayerische Landeskirche bejahte zwar verbal das Anliegen der Evangelischen Erwachsenenbildung, hielt sich aber im Blick auf deren Finanzierung damals eher

bedeckt. Erst in jüngerer Zeit hat sich das – nicht zuletzt dank der guten Lobbyarbeit der EEB – verbessert. Aber meiner Meinung nach ist die EEB nach wie vor ein fragiles Gebilde im Kontext des kirchlichen Systems. Die ermüdende Gretchenfrage, ob und wie sie mit dem „Missions- und Verkündigungsauftrag“ kompatibel sei, taucht immer wieder – gerade angesichts knapper werdender Finanzen – auf. Und der vielbeschworene „Bildungsauftrag der Kirche“ wird weithin abseits des gesellschaftlichen und erziehungswissenschaftlichen Bildungsdiskurses von kirchlichen Insidern in gepflegten Grundsatzpapieren abgehoben kultiviert.

Trendradar für Themen aller Art

In meiner AEEB-Zeit wurde mir bewusst, dass ich zum diplomatischen Gremienarbeiter nicht sonderlich taugte. Wie oft kreißte da der Berg und gebar eine Maus. Und das langweilte mich. Eine Landesstelle – so was muss es sicher geben, aber für mich war hier die Luft zu dünn und der Wirkungsgrad zu gering. Aber zugleich hatte ich in dieser privilegierten Position viele Freiräume, für die ich dankbar bin. Da gab es spannende Begegnungen und interessante Möglichkeiten, mich selbst fortzubilden. Aber sechs Jahre Landesstelle waren genug, was auch die Familie so empfand. Und so landeten wir zum 1.9.1988 wieder in Würzburg. Meine neue Funktion: Leiter des Evangelischen Bildungszentrums Rudolf-Alexander-Schröder-Haus. Eine Funktion, die zu mir, dem Grenzgänger – in diesem Fall vor allem zwischen Kirche und Stadtgesellschaft – passte. Neben den üblichen Pflichtangeboten eines Bildungszentrums fühlte ich mich besonders für die „Kür“ zuständig: mit dem „Trendradar“ die städtische, gesellschaftliche, soziokulturelle Landschaft absuchen, dem Zeitgeist auf der Spur bleiben, der in ansprechende Angebote zu transformieren war. Meine Wahrnehmung damals: die gesellschaftliche Stimmungslage bewegte sich langsam von „harten“ soziopolitischen Groß- und Sorgethemen zu eher „weichen“, individualisierten, nach innen gewendeten Fragen der Lebensgestaltung und der Sinnsuche. So rückten philosophische und spirituelle Themen vermehrt in den Focus der bildungsnahen Milieus, mit denen es eine Stadtakademie in evangelischer Trägerschaft zu tun hat.

Ein wichtiges Medium für meinen „Trendradar“ war die 1986 erschienene „Risikogesellschaft“ von Ulrich Beck. Stichworte daraus wie „zweite Moderne“ und die aus ihr resultierende „Individualisierung“ und den damit verbundenen Zwängen zur „Selbst-

verarbeitung von Unsicherheit“ wurden für mich wichtige zeitdiagnostische Schlüsselbegriffe. War es nicht schon von jeher eine Funktion der Erwachsenenbildung, der kirchlichen zumal, Menschen bei der Bewältigung diverser lebensweltlicher Unsicherheiten beizustehen? Aber bitte nicht als angebliche Monopolistin für die Lösung aller Irritationen und Sorgen der Menschen. Nach dem forschenden Motto: „Sie suchen Orientierung – wir bieten sie!“ Diesen zu selbstgewissen Gestus kritisierte der Münchener Berufspädagoge Karlheinz A. Geißler in seinem bis heute lesenswerten Buch „Der große Zwang zur kleinen Freiheit“ (1998). Lapidar formulierte er dort: „Wir werden nicht mehr fertig, wir werden permanent als defizitär definiert.“ Dass immer und überall gelernt werden muss, diese Beobachtung Geißlers trifft heute mehr denn je zu. Überall wird „Bildung“ angeboten – sei es im Baumarkt oder beim Heilpraktiker. Vor allem die z.T. selbstfinanzierte berufliche Fort- und Weiterbildung ist für all diejenigen ein Muss, die sich als Unternehmer ihrer selbst auf dem Markt platzieren und permanent optimieren müssen (vgl. Ulrich Bröckling [2007]: Das unternehmerische Selbst). Das sind die Schattenseiten des vielstimmigen Loblieds auf das lebenslange Lernen, auf die Bildungs- und Wissensgesellschaft. Da gerät nahezu an den Rand, was einst Bildung ausmachte. Das waren Überlegungen, die ansatzweise in die EKD-Stellungnahme zur Evangelischen Erwachsenenbildung „Orientierung in zunehmender Orientierungslosigkeit“ (1997) einfließen, deren Rohmanuskript Geißler und ich erarbeiteten. Allerdings war die Resonanz darauf, soweit ich das beurteilen kann, gemischt. Die Situierung der Evangelischen Erwachsenenbildung im Dreieck von Bildung, Kirche und Markt war manchen kritischen Stimmen wohl zu pragmatisch. Da fehlte das „evangelische Proprium“, worunter die einen ein missionarisches „Lernen im Glauben“ und die anderen gesellschaftliches Engagement für „Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ verstanden.

Vom Bildungserlebnis zur Eventbildung

Ein weiteres inspiratives Highlight war für mich „Die Erlebnisgesellschaft“ von Gerhard Schulze (1992). Klar: zur erwachsenenbildnerischen Basiskompetenz gehört der Blick auf die Zielgruppen, die angesprochen werden sollen, und dann die Orientierung an den realen Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Schulzes Buch ging darüber hinaus, indem er den Blick auf unterschiedliche „alltagsästhetische Schemata“ richtete: Hochkultur-, Trivial- und Spannungsschema. Aus ihnen leitete der Bamber-

ger Soziologe fünf nach Bildung und Lebensalter differenzierte soziale Milieus ab. Jedes dieser Milieus hat andere Erlebnispräferenzen. Auf die Erwachsenenbildung bezogen heißt das: Hochkulturmenschen (die Bildungsbürger von einst) erwarten gediegene Angebote auf hohem Niveau, die Präferenzen von Trivialmenschen werden kaum von Bildungsangeboten erreicht, während Spannungsmenschen (weithin Jüngere) am ehesten durch Events und Infotainment anzusprechen sind. Schulzes Überlegungen, die u.a. durch den französischen Soziologen Pierre Bourdieu (den ich dank Schulze entdeckte) angestoßen worden sind, finden heute ihre Fortsetzung in den sog. Sinus-Milieus und elaborierten empirischen Studien (z.B: Adult Education Survey). Solche Milieubeobachtung kann dabei helfen, sich einen nüchternen, selbstkritischen Blick auf das, was die nichtberufliche Erwachsenenbildung zu leisten vermag und wo ihre Grenzen sind, zu bewahren.

Drewermanns theologische Frischzellenkur

Eine wichtige Gestalt der späten 80er und der frühen 90er Jahre war der katholische Theologe und Psychoanalytiker Eugen Drewermann. Alles andere als ein telegener Typ wurde er zum Dauergast in Talkshows. Theologische Themen im weitesten Sinne fanden durch ihn wieder öffentliche Aufmerksamkeit. Das galt auch für mich, der die akademische Theologie als ein immer langweiliger werdendes Unternehmen empfand. Die Lektüre der zwei dicken Drewermann-Bände „Tiefenpsychologie und Exegese“ und seines „Kleriker“-Buches erschlossen mir ganz neue faszinierende Sichtweisen, die zu eigenen Erfahrungen ermutigten, statt in den staubtrockenen theologischen Archivalien zu ermüden. Viele Jahre bin ich ein treuer Drewermann-Leser geblieben, bis ich spürte, dass er nun wohl nicht mehr viel Neues zu sagen hat. Drei Mal kam der Paderborner Querdenker auf meine Einladung hin nach Würzburg. Mit leicht abnehmender Frequenz strömten die Menschen in unsere Hauptkirche, wo er ohne größere stimmliche Modulation, aber druckreif sprach. Die katholische Amtskirche sah dies als antiökumenischen Affront. Diese gekränkte Attitüde fand dann ihre Fortsetzung, als ich Pater Willigis Jäger, über den von Rom ein „Schweigegebot“ (so heißt das wirklich!) verhängt worden war, in vierteljährlichem Abstand zu Abenden unter dem Motto „Spiritualität aus der Stille“ in die Würzburger Stephanskirche einlud. Ohne großen Werbeaufwand war die Kirche stets bis auf den

letzten Platz gefüllt.

Zum Sommersemester 1989 nahm ich das Angebot des Würzburger Religionspädagogen Gottfried Adam an, ein Seminar im Erziehungswissenschaftlichen Grundstudium (kurz: EWS) für Lehramtsstudierende zu halten. Mein erstes Uni-Thema: „Religion im Lebenslauf“, eine Verknüpfung zwischen Entwicklungs- und Religionspsychologie, bei der ich mich neben den entwicklungspsychologischen Standardwerken vor allem auf James W. Fowler und Karl Ernst Nipkow bezog. Im gleichen Semester fragte mich Günther Bittner vom Pädagogischen Institut, ob ich mir vorstellen könne, im Vordiplomstudium in Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung einzuführen. Auch da konnte ich nicht widerstehen. Zwei Lehraufträge, die mir einfach Spaß machten: der Kontakt mit den Studis und die gemeinsame thematische Arbeit. Als theoretisch ambitionierter Praktiker war ich bei den Studierenden schnell willkommen. Stuhlkreis im Seminarraum, Visualisierung mit Kartenabfrage, spielerische Impulse und das TZI-gemäße Reden per Ich – das war damals an der Uni eher unüblich.

Erwachsenenbildung – Ort der Moderne in der Kirche

Günther Bittner vor allem war es, der mich ermutigte, eine pädagogische Promotion in Angriff zu nehmen. Ihr Thema war auf meine Praxis im Schröder-Haus bezogen: „Reflexion und Spiritualität. Evangelische Erwachsenenbildung als Ort der Moderne in der Kirche“. Mein Ausgangspunkt war, dass Ende der 80er das Interesse an Spiritualität – aber weithin außerhalb der Kirchen – boomte. Sehnsucht nach wärmender Erfahrung statt kalter Ratio. Doch wenn der Verstand sozusagen an der Garderobe des Meditationsraums abgegeben wird, läuft etwas schief. Es wird die herrschende Verstandeseinseitigkeit durch eine ebenso einseitige Gefühlseinseitigkeit abgelöst. Nach dem Diktum von Kant: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“ Wie lassen sich diese Einseitigkeiten ausgleichen? Hier kamen für mich der Bildungsbegriff, den Bittner als permanente Subjektkonstitution fasste, und die Evangelische Erwachsenenbildung ins Spiel. Wie steht es um das Profil einer religiös-spirituellen Bildung, die mehr und anderes will als „Gemeindepädagogik“ und Glaubensvermittlung? Hierzu entwickelte ich die Perspektive, dass Evangelische Erwachsenenbildung so etwas wie ein Ort der Moderne in der Kirche sein kann, sein

sollte oder vielleicht auch schon ist. Eine Art „trojanisches Pferd“ in der Kirche. Na ja, ich habe in diese Arbeit alles reingepackt, was damals meine Favoriten waren: Adorno, Bittner, Drewermann, Gebser, Jung, Pannikar, Siebert, Tietgens, Welsch Wilber ... 1993, nach knapp drei Jahren, reichte ich die Arbeit ein und absolvierte das dazu gehörige Rigorosum. Auch wenn ich heute vieles anders formulieren würde und über manche Gedankengänge hinausgewachsen bin: ein bisschen stolz bin ich immer noch darauf, diese Dissertation nebenberuflich geschafft zu haben (und zugleich dankbar meiner Frau, die mir sehr tolerant den Rücken freigehalten hat).

Gesponserte Bildung? Nein danke!

Spätestens mit dem Ende der 90er, so meine Beobachtung, wurde das Klima für die allgemeine (nichtberufliche) Erwachsenenbildung rauer. Sie wurde durch die berufliche Fort- und Weiterbildung quantitativ überrundet. Private Anbieter kamen vermehrt auf den Markt. Das bildungsbürgerliche Klientel (vor allem bei Vorträgen) war altersbedingt im Rückgang begriffen. Gesellschaftliche Diskurse über brisante Themen fanden mit hochgradiger Aktualität im Fernsehen statt. Zugleich waren die meisten „Promis“, die etwas zu sagen hatten (oder meinten, zu dieser Kategorie zu gehören) durch die üppigen Honorare des Fernsehens und die mit dem Auftritt verbundene Werbemöglichkeit für ihre Bücher verwöhnt und kaum noch geneigt, durchs Land zu tingeln. Ich erinnere mich an einen prominenten Professor für Neuere Geschichte, den ich nach einem lebendigen Fernsehauftritt zum Nahen Osten für einen Vortrag zu gewinnen suchte. Die Antwort: Das sei möglich, allerdings reguliere er seine Termine über den Preis. Was denn sein Preis sei, wollte ich erfahren. Die Antwort: 9000.- Euro plus Mehrwertsteuer. Erstaunen bei mir: Das sei weit mehr als mein Jahresetat für Vorträge. Darauf erhielt ich den Tipp, zum Beispiel Banken als Sponsoren zu gewinnen ... Aha: Ein Banner im Saal mit der Aufschrift: „Dieser Vortrag wird von Ihrer XX- Bank gesponsert.“ Nein danke!

Das neue „Bildungsziel“: kostendeckend arbeiten!

Viele Bildungseinrichtungen mussten sich darauf einrichten, mehr Eigenmittel zu erwirtschaften, weil die staatlichen, kommunalen und – in unserem Fall – kirchlichen Subventionen zurückgefahren wurden. Das sorgte nicht nur bei mir für die berühmte

„Schere im Kopf“: „Können wir uns das noch leisten? Liegt dieses Thema im Trend oder spricht es nur eine Minderheit an?“ Die Imperative der Marktförmigkeit von Bildung setzten sich durch. Sparzwänge verlangten Marketing für gängige Angebote, betriebswirtschaftliche Denke, Kunden- und Milieuorientierung sowie Kommunikation des „Nutzens“ ... Diese Ökonomisierung gefährdete die Bildungsqualität. Anpassung oder Widerstand – das war die Frage. Es galt, auch mit bescheidenerer Ausstattung nicht bedenkenlos den Markt- und Sparimperativen zu folgen und kreative Lösungen – etwa durch Kooperationen und Vernetzung – zu finden. Um es positiv zu sagen: Wir hauptberuflichen Erwachsenenbildungsprofis in der Kirche wurden aus unserer bisherigen Routine aufgescheucht. Das schöne Leitbild „Erwachsenenbildung als Suchbewegung“ verbunden mit Umlernen und Umdenken musste nun von uns selbst hautnah buchstabiert werden. Ein spannender Prozess, der bis heute andauert. Ist doch die „Konkurrenz“ auf dem Bildungsmarkt noch heftiger geworden. Zugleich ist der Kostendruck gewachsen. Der Informations- und Wissensfluss hat durch Google und Co. eine ganz neue Qualität gewonnen: Wozu einen Kurs buchen, wenn ich alles, was ich wissen möchte und muss, mir hier und jetzt rund um die Uhr downloaden kann? Der digitale Umbau der Lernkultur wird weitergehen. Schwer vorstellbar: die junge Generation, die „digital natives“ im VHS-Kurs ...

Uni-Lehre zwischen Theorie und Praxis

Noch einmal zurück zu mir: 2001 wurde ich zum Honorarprofessor an der Uni Würzburg ernannt. Für mich hieß das, dass ich nunmehr auch im Hauptstudium Diplompädagogik mitwirken konnte. Ich betreute im Lauf der Jahre viele Diplomarbeiten und nahm Prüfungen ab. In jedem Semester hielt ich zwei Hauptseminare – meist mit Themen aus der Erwachsenenbildung und zu aktuellen Diskursen von der Hirnforschung bis zum Personalmanagement. Der Diplomstudiengang Pädagogik wurde in Würzburg, wenn ich es recht sehe, ab 2007 durch den Bachelor- und Masterstudiengang Pädagogik bzw. Bildungs- und Erziehungswissenschaft abgelöst. Auch im Lehramtsstudium wurde eine „neue Ordnung“ eingeführt. Es kam zu der bekannten outputorientierten Umstellung: „Creditpoints“, „Workload“ und modularisiertes Studium bestimmen nunmehr den Uni-Alltag. Sicher ließ das den herkömmlichen Lehrbetrieb nicht unverändert. Aber der Klage, dass es nun mit der Uni und vor allem mit den „Geisteswissenschaften“ bergab gehe, kann ich mich nicht anschließen. Wir ha-

ben es nach wie vor mit hochmotivierten und – wie vordem auch – mit kaum bis schwer zu motivierenden Studis zu tun. Um damit umzugehen und nicht alles der eigenen der didaktischen (In-)kompetenz und der abnehmenden Lernbereitschaft der Studis zuzuschreiben, hilft mir das konstruktivistische Lehr-Lernverständnis, wie es etwa von Rolf Arnold und Kersten Reich vertreten wird.

„Warte nicht auf bessere Zeiten!“

Zum 01.09.2010 wurde ich pensioniert

ert. Ganze 22 Jahre habe ich das Evangelische Bildungszentrum Schröder-Haus in Würzburg geleitet. Rückschauend eine erfüllte, schöne Zeit, Höhepunkte und Niederlagen eingerechnet, mit sehr vielen nachhaltigen Begegnungen und mit Dankbarkeit für die Gestaltungsfreiheit, die ich hier hatte. Aber seltsam, der Abschied fiel mir doch leichter als gedacht. Zum einen hatte ich hier eingebracht, was ich geben konnte. Zum anderen spürte ich, dass Bildungshäuser dieser Art sich neu aufstellen müssen, wenn sie nicht langsam aber sicher den Weg alles Irdischen gehen wollen – und dazu braucht es unverbrauchte Energien, die nicht wie mein Jahrgang nostalgisch auf andere, vermeintlich bessere Zeiten fixiert sind. Als Freelancer blieb ich der Uni erhalten. Freilich unter dem Vorbehalt, dass ich hier gern mitarbeite, solange ich gebraucht werde und etwas Sinnvolles vermitteln kann. Anders gesagt: So lange ich gemeinsam mit den Studis lachen kann, ist es okay. Wenn sie nur noch über mich lachen, dann ist es höchste Zeit zu gehen. Hoffentlich sagt mir das dann auch jemand ... Bis dahin darf es ruhig noch etwas dauern.

Zum guten Schluss: Für mich als Grenzgänger zwischen vielen Territorien war es die richtige Entscheidung, vollberuflich bei der Erwachsenenbildung in evangelischer Trägerschaft zu landen. Das hat mich jedenfalls lebendig erhalten. Grenzgänger sind nun einmal umtriebige Menschen, die sich nicht in feste Gehäuse stecken lassen und nicht auf der Karriereleiter nach oben klettern, weil ihnen der dazu erforderliche Opportunismus abgeht. Sie sind leidenschaftlich neugierig, verweilen mal da, mal dort. Wollen sich nicht definitiv festlegen lassen, weil sie ziemlich wechselhaft sind und die „rollende Planung“ mögen. Und das passt m.E. zum Berufsprofil Erwachsenenbildung. Denn: Wer andere Menschen zu transformatorischen Bildungsprozessen einlädt, muss dies auch permanent selbst praktizieren. Nichts schlimmer als ein profes-

sioneller Erwachsenenbildner, der in seinen überlebten Anschauungen und Konzepten steckengeblieben ist!